

Kunstsinn & Barbarei

Judenmord verstehen lernen

Pressemappe zur Kritik an
»Paradise Now«

QANTARA.DE: Verurteilen Sie die Selbstmordanschläge?

Abu-Assad: Warum denn? Ich bin gegen die Tötung von Menschen, und ich will das stoppen. Aber ich verurteile die Selbstmordattentäter nicht. Für mich ist das eine sehr menschliche Reaktion auf eine extreme Situation.

Aus einem Interview von QANTARA.DE

Gemeinschaftsprojekt zum »Dialog mit der islamischen Welt« der Bundeszentrale für Politische Bildung, der Deutschen Welle, des Goethe-Instituts und des Instituts für Auslandsfragen, gefördert vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland.

Pressemappe herausgegeben von
TYPOSKRIPT.NET - Á la recherche des temps modernes.
Kontakt eMail: redaktion@typoskript.net
Im Netz: www.typoskript.net

Inhaltsverzeichnis

Zum Film »Paradise Now«

Der Selbstmordattentäter als mythischer Held

Hany Abu-Assads Film »Paradise Now« porträtiert zwei palästinensische Selbstmordattentäter. Von Tobias Ebbrecht
Seite 3 bis 5

Moral War

Der Berlinale-Favorit »Paradise Now« zeigt den Weg zweier palästinensischer Selbstmordattentäter - in die Herzen des Publikums. Von Ralf Schroeder
Seite 6 bis 8

Alte Saiten

Eine deutsch-palästinensische Koprojektion: Kurz vor dem 8. Mai spricht man vom Glück des Opfers. Von Tjark Kunstreich
Seite 9 bis 13

Zur Darstellung Israels auf der Berlinale 2005

Auf der Anklagebank

Wie auf der Berlinale der Krieg gegen Israel gezeigt wurde. Von Tobias Ebbrecht
Seite 14 bis 17

English Text

Palestinian Suicide Bombers celebrated at the Berlin Film Festival

Hany Abu - Assad's movie »Paradise Now« is portraying two Palestinian suicide bombers. By Tobias Ebbrecht
Seite 18 bis 20

Der Selbstmordattentäter als mythischer Held

Hany Abu-Assads Film »Paradise Now« porträtiert zwei palästinensische Selbstmordattentäter

Von Tobias Ebbrecht

Am Ende wird die Leinwand weiß. Man sieht keine Trümmer und keine ermordeten Menschen. Der letzte Blick ist der in zwei entschlossene Augen. Immer näher fährt die Kamera an das Gesicht des jungen Palästinensers heran und separiert die um ihn herum sitzenden Menschen, seine Opfer.

Der Mann, dem die Augen gehören, heißt Said. Neunzig Minuten konnten die Zuschauer ihn durch den Film »Paradise Now« begleiten. Said ist ein Selbstmordattentäter. Seine Opfer sind israelische Juden.

»Paradise Now« ist nicht einer jener Filme, die in den palästinensischen Gebieten von gut ausgebildeten Filmemachern, Produzenten und Technikern hergestellt werden, um die »Märtyrer«, jene Männer und Frauen, die sich selbst opfern, um möglichst viele Israelis zu ermorden, zu feiern. »Paradise Now« läuft im Wettbewerb der 55. Internationalen Filmfestspiele Berlinale, die seit letztem Donnerstag in Berlin stattfindet.

»Warum sitzen in dem Bus, in dem Said sich in die Luft sprengt fast nur Soldaten?«, wird der Regisseur Hany Abu-Assad während der Pressekonferenz zu »Paradise Now« gefragt. Abu-Assad antwortet ausweichend. Er habe dem Filmcharakter Said selbst die Entscheidung überlassen wollen.

Da fügt Kais Nashef, der im Film Said spielt, hinzu: »Die Soldaten im Bus erleichtern Said die Entscheidung, sich in die Luft zu sprengen«. Israelis bleiben in diesem Film unsichtbar. Man sieht sie nur aus der Ferne, als Figuren, nicht als Menschen. Keinen, ob den Zivilisten an der Busstation, den Soldaten im Bus, oder das kleine Mädchen beim Busfahrer, darf man näher kennen lernen, sonst könnten sie das Mitgefühl der Zuschauer wecken. Abu-Assad wählt in seinem Film konsequent nur die Perspektive des Selbstmordattentäters.

Er habe sich, so begründet er dies, gefragt, warum jemand so etwas tue. Und dabei habe er gemerkt, dass sich niemand die Geschichte der Palästinenser anhöre. Darum sind die Selbstmordattentäter in »Paradise Now« auch Opfer und keine Täter und die Israelis, deren sinnlose Ermordung am Schluss in sakralem Weiß verschwindet, keine Opfer, sondern Täter.

Abu-Assad ist eindeutig in seiner Aussage und verbirgt seine palästinensische Propaganda gleichzeitig hinter der Vieldeutigkeit der Kunst. Er redet in Berlin von der universellen Sprache des Kinos und sein deutscher Drehbuchautor pflichtet ihm bei, es handele sich auch um ein universelles Thema: individuelles Handeln

in extremen Situationen. Mit diesem Thema kennen sich die Deutschen bekanntlich aus: »Paradise Now« als palästinensisches Äquivalent zu »Der Untergang«.

Ashraf Barhoum, der im Film einen Terroristenführer mimt, spricht da eine deutlichere Sprache als sein Regisseur. Ihm gehe es nicht um Kunst, nicht um Licht oder Kameraeinstellungen, sondern um Unrecht. Um das dazustellen, bräuchte es keine Recherche, keine intellektuelle Anstrengung, kein Durchdringen der Situation. Sie seien alle Palästinenser, so die anwesenden Schauspieler einmütig in Berlin, darum wüssten sie, wie man deren Verzweiflung und Leid angesichts der Besetzung richtig darstelle. Und diese Besetzung, das betonte auch Abu-Assad, sei verantwortlich für die Selbstmordattentate.



Sieht keine Veranlassung,
Selbstmordattentate zu verurteilen:
Regisseur Hany Abu-Assad.

Jede Figur in dem kleinen Ensemble übernimmt eine spezifische Funktion. Said ist es, der zu Beginn des Films an der Richtigkeit des geplanten Selbstmordattentates zweifelt. Er will zum Märtyrer werden, weil er für sein Leben keine Perspektive sieht und weil er sich schuldig fühlt, da sein Vater als Kollaborateur hingerichtet worden war. Sein Freund Khaled ist überzeugt, dass das Attentat der richtige Weg im Kampf gegen »die Besatzer« ist.

Als die Freunde beim Grenzübertritt getrennt werden, verändern sich ihre Positionen. Mit Suha tritt eine dritte Position den Haltungen von Said und Khaled gegenüber. Sie lehnt das Selbstmordattentat ab. Doch ihre Opposition ist nur scheinbar. Sie propagiert den Krieg gegen Israel mit anderen Mitteln als »moral war«.

Während Khaled sich daraufhin gegen das Attentat entscheidet, begleiten die Zuschauer Said. In seiner Schlussrede klagt dieser Israel sämtlicher Verbrechen an. Selbst die die Verantwortung für die Hinrichtungen so genannter Kollaborateure wird noch Israel in die Schuhe geschoben. Said wird immer mehr zur Identifikationsfigur. Sein letzter Gang ist der eines Helden zum Selbstopfer.

In den Vorbereitungen von Said und Khaled auf ihre Tat zitiert Abu-Assad das Bild »Das letzte Abendmahl« von Da Vinci. Und so wie diese Einstellungen mit christlicher Ikonografie spielen, wird auch die Mordtat Said's Symbiose aus christlichem Opfertod und islamischen Selbstopfer. Die Religion, das sagt Abu-Assad ganz offen, werde zum »einzigen Ausweg aus der Hölle des Lebens«. Sie gebe den Menschen das, was das moderne, demokratische, kapitalistische System ihnen verweigere.

Abu-Assad, der sich als israelischer Staatsbürger gegen die Bezeichnung israelischer Araber wehrt und sich selbst als Palästinenser fühlt, setzt mit »Paradise Now« fort, was er mit dem Pseudodokumentarfilm »Ford Transit« begonnen hat.

Hinter dem Mantel der Kunst, konstruiert er eine Realität, die dem binären Schema entspricht, das Israelis als Täter und Palästinenser als Opfer darstellt. Für sich selbst behauptet er eine Position außerhalb des Geschehens. Er sieht sich als Künstler, der einen Mythos neu schreiben will: den Mythos vom Kämpfer, der in

den eigenen Tod geht, um den Feind zu töten. Dadurch adelt er die mörderische Realität dieses »Mythos« und erhebt ihn vom schäbigen Abschiedsvideo und billigen Märtyrerclip zur europäischen Filmkunst.

Europa dankt es ihm. Finanziert wurde der Film vom Niederländischen Filmfonds und vom französischen Fernsehsender Arte. Auch die deutsche Filmförderung beteiligte sich an diesem Projekt. Aus Nordrhein-Westfalen und vom Medienboard Berlin-Brandenburg kamen ebenfalls Fördergelder. Und auf der Berlinale wurde freudig bekannt gegeben, dass der von Kulturstaatsministerin Christina Weiss und Berlinale-Chef Dieter Kosslick ins Leben gerufene »World Cinema Fund« den deutschen Verleih von »Paradise Now« fördern werde. Das deutsche Publikum wird sich in diesem Passionsspiel wiederfinden können.

QUELLE: www.juedische.at (Februar 2005)

Moral War

Der Berlinale-Favorit »Paradise Now« zeigt den Weg zweier palästinensischer Selbstmordattentäter - in die Herzen des Publikums

Von Ralf Schroeder

Stille beim Filmabspann, kein Geräusch, kein Gespräch, keine Musik. Das Publikum zelebriert die anempfohlene Einfühlung. Gerade noch hat sich auf der Leinwand der Palästinenser Said in einem Bus voller israelischer Soldaten in die Luft gesprengt. Die Besucher des Berlinale-Favoriten »Paradise Now« trauern um den Mörder als tragisches und darum eigentliches Opfer, dessen Beweggründe sie nicht teilen müssen, um sie doch zu verstehen.



Verkabelung des Bombengürtels.
Szene aus dem Film.

Dieses Verständnis reicht; mehr verlangt die Barbarei nicht vom Kunstsinn.

Als sich Produzenten und Darsteller auf der Bühne des Berliner »Kino International« versammeln, zerbricht die Stille, an ihre Stelle tritt der weit bedrückendere Applaus, ja frenetischer Jubel. Die Publikumsliebhaber danken, der Hauptdarsteller tritt ans Mikrofon: »I hope you did enjoy the movie. I did. Nice evening!« Befreites Gelächter aus den Reihen, nochmals Applaus: vom arivierten Filmfreund, von jungen Schülern mit palästinensischem Halswickel, von maroden Altagonomen und auch von diversen Frauen im Schleier.

Der Filmwissenschaftler Tobias Ebbrecht hat, verbissen gegen den Strom begeisterter Zuschauer und Kritiker ankämpfend, zum Film selbst schon das Notwendige geschrieben (Die Jüdische: »Der Selbstmordattentäter als mythischer Held«). Während die palästinensischen Mörder als Opfer der von Israel zu verantwortenden Zustände portraitiert werden, sie geradezu apathisch und eben nicht

fanatisch im Terrorakt die einzig plausible Handlungsoption sehen, bleiben Israelis im Film unsichtbar. »Man sieht sie«, so Ebbrecht »nur aus der Ferne, als Figuren, nicht als Menschen. Keinen, ob den Zivilisten an der Busstation, den Soldaten im Bus, oder das kleine Mädchen beim Busfahrer, darf man näher kennen lernen, sonst könnten sie das Mitgefühl der Zuschauer wecken.«

Der Film, von dem der arabisch-israelische Regisseur meint, alles in ihm sei real, lügt sich in die Herzen des Publikums.

Nicht nur, daß Israel als anonyme, mordende Besatzungsmacht dargestellt wird. Die Terroristen werden beim Morden »menschlich«; Said steigt nicht in den Bus mit dem kleinen Mädchen, sondern später zu den Soldaten. Soviel »Skrupel« ist ebenso empirisch widerlegter Unsinn wie die Rede vom abstrakten Israel, wo doch die palästinensischen Mörder in Radio, Fernsehen und Zeitung ganz konkret gegen »die Juden« hetzen.

Doch wo keine Juden sind, da ist auch kein Antisemitismus, und wo Palästinenser verzweifeln, ist Widerstand gegen Besatzung legitim.

Mit einer Szene, bei der der Mörder sich unmittelbar vor der geplanten Tat mit seinen Kumpanen an eine Tafel setzt, wird an die christliche Symbolik des letzten Abendmahls erinnert. Said als Jesus, sein Partner als Judas, der ihn schließlich noch von der Tat abzubringen versucht - kein Bild ist so wenig zweideutig. Die Dramaturgie, daß nach Jesus sich nun ein veritabler Judenmörder »für uns« opfert, ist suggestiv. Zumal der modernisierte Judas im Verrat scheitert; der zunächst selbst zweifelnde Said ist seinem Vorhaben treu. Der Sprengstoffgürtel bleibt um den Leib gebunden, bis zum Moment des suicide attack.

Doch die Wahl der Waffen kann durchaus erörtert werden. »Moral War!« fordert die junge Suha von Said. Doch, so wird manches schlichte Gemüt gefragt haben, wie brutal muß Israels Regime sein, daß Suhas Liebe nicht die Verzweiflung Said's aufzuhalten vermag? Die Antwort müßte nicht mehr formuliert werden, aber aus Angst, ganz beschränkte Geister noch nicht erreicht zu haben, zünden im letzten Drittel des Filmes anti-israelischen Monologe wie Sprengsätze.

Die Stuttgarter Zeitung hat begriffen. »Menschen voller Verzweiflung und Verletzungen« werden durch die »grandiosen Leistungen aller Schauspieler« in Szene gesetzt. Der alten Denktabus noch nicht entledigt, suggeriert man sich ein gutes Gewissen, denn der Film funktioniert ja »ohne in eine undifferenzierte Kritik an Israel abzugleiten«. Parallelwelten scheint es nicht nur in Stuttgart zu geben, der Tagesspiegel aus Berlin freut sich darüber, daß es nicht um »Fanatiker« sondern um »Täter mit menschlichem Antlitz« geht. Die taz gibt sich gewohnt kritisch, sie hält manchen Dialog im Film für überflüssig, da man ohnehin schon alles sieht: »Der Gaza-Streifen ist ein großes Gefängnis. Das Leben unter der israelischen Besatzung kennt keine Würde«. Daß der Tagesspiegel dennoch meint, es handle sich nicht um ein »Pro-Palästinenser- oder Anti-Israeli-Pamphlet«, kann nur aus der Annahme abgeleitet werden, der Filme wäre quasi dokumentierte Realität, und diese sei nicht parteiisch sondern nur wahr.

Die Rezeption des Films ist immens, ein Preis auf der Berlinale sehr wahrscheinlich. Die stehenden Ovationen für den in Szene gesetzten Judenmord bestätigen die Sehnsucht deutscher Kunstfreunde, sich der nahöstlichen Barbarei als verständnisvolle europäische Feingeister zu empfehlen. Sie rationalisieren sich den antisemitischen Massenmord - und um nichts Geringeres geht es - aus der imaginierten Fratze des israelischen Militärs. Diese Geisteshaltung nimmt Rekurs

auf das »Selber schuld«, das sich schon nach dem 11. September 2001 Bahn brach.

Der Streifen wurde von staatlichen Institutionen Europas ermöglicht. Französischen, niederländischen, deutschen. Der Berlinale-Chef Kosslick und die Kulturstaatsministerin Weiss tragen mit ihrem »World Cinema Fund« Sorge für die Verbreitung des Filmes. Damit ist auch eine neue Qualität erreicht: Es sind nunmehr nicht nur staatlich alimentierte Künstler und Fördervereine.

Die Bundesregierung selbst verantwortet die Legitimierung des Terrors und setzt sich direkt für anti-israelische Propaganda ein.

Die Kunst ist frei, oft auch von Geist. Und wenn sich heute der deutsche Staat die Freiheit nimmt, ein im Wortsinne barbarisches Werk zu unterstützen, bleibt der Skandal aus. Diese nicht mehr skandalisierbare Normalität illustriert die Evidenz des antiisraelischen Konsenses.

Dem »Friedensprozeß« zum Trotz: Es scheint nicht allein dem Pessimisten als sicher zu gelten, daß der nächste Anschlag gegen israelische Zivilisten nur eine Frage von Tagen ist. Wenn dann auf n-tv der rote Balken die Meldung bringt, wird in vielen Köpfen abermals »Paradise Now« ablaufen. Dabei wird es kein Bild gemordeter israelischer Zivilisten geben. Statt dessen wird man Said vor Augen haben, der doch so verzweifelt war. Und noch einmal wird man um den Mörder trauern.

QUELLE: www.juedische.at (Februar 2005)

Alte Saiten

Eine deutsch-palästinensische Koprojektion: Kurz vor dem 8. Mai spricht man vom Glück des Opfers

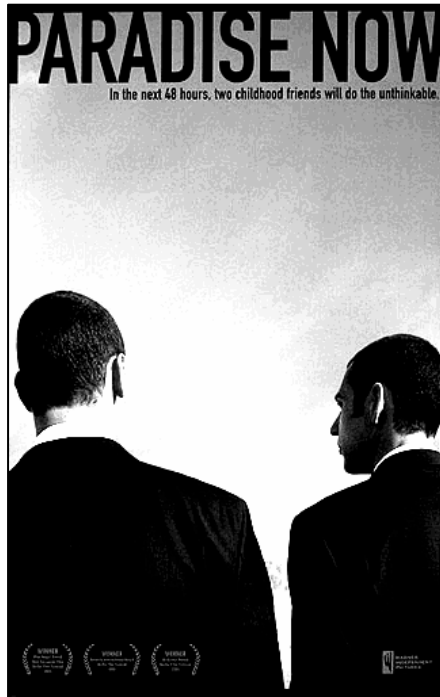
Von Tjark Kunstreich

Die gedenkpolitische Verwirrung nimmt kein Ende. Wessen soll gedacht werden zum 8. Mai 2005? CDU- und FDP-Fraktion im Bezirksparlament von Steglitz-Zehlendorf wollten es machen wie seit Jahrzehnten und der »Opfer des Zweiten Weltkriegs« gedenken, wozu man in dieser altwestberliner CDU-Hochburg ausdrücklich auch die Vertriebenen zählt. Die Aufregung war groß, aber nach den Gedenkveranstaltungen von Dresden und dem NPD-Eklat im sächsischen Landtag konnte keiner der Kommentatoren erklären, was denn nun so skandalös daran sei. Vielleicht war es einfach eine Frage der Formulierung. Heute spricht man, dieselbe Verallgemeinerung im Sinn, von den »Opfern des Nationalsozialismus«; die Vertriebenen, belehrte uns kürzlich eine Fernsehdokumentation, waren schließlich Hitlers letzte Opfer. Die Frage ist daher nicht, wer den deutschen Ehrentitel »Opfer« erhält, die Frage ist, wie die Gleichstellung der Opfer formuliert wird.

Wenn die NPD vom »Bombenholocaust« spricht, ist die Grundlage dieses Relativierungsversuchs die Leugnung oder Rechtfertigung der deutschen Verbrechen - eine einfache Sache. Relativierung ohne Leugnung hingegen ist ein mühseliges Geschäft, weil das beziehungslose Nebeneinanderstellen die Opfer zu stark separiert, als daß aus ihrem Schicksal noch eine kollektive Botschaft entnommen werden könnte. Um von »der Kriegsgeneration« sprechen zu können, wie die Familientherapeutin Bruni Adler in ihrem Gesprächsbuch Bevor es zu spät ist. Begegnungen mit der Kriegsgeneration, muß das kollektive Opfersubjekt so präpariert sein, daß alle dazugehören, die Adler in ihrem Buch auftreten läßt; eine Auswahl: der Volkssturm-Junge der letzten Tage aus Berlin, der Wehrmachtsveteran im Ostfeldzug, der Sudetendeutsche in der Waffen-SS, die Kommunistin im KZ Ravensbrück, die »Halbjüdin« (so Adler) aus Leipzig, eine Augenzeugin des Dresdenbombardements, zwei Helfershelfer des Judenmords ... Bei ihnen allen bedankt sich die Autorin dafür, ihr geholfen zu haben, »mich mit meinem Deutschsein zu versöhnen«.

Der sudetendeutsche Waffen-SS-Mann Rudolf H. scheint dabei allerdings ein bißchen hilfreicher gewesen zu sein als die Ravensbrück-Überlebende Gertrud Müller. Adlers Reaktion auf die Stalingradschilderung von H.: »Wie konnten Sie nur mit diesen Erinnerungen ein Leben lang leben?« flüsterte ich. Die Weigerung der kommunistischen Widerstandskämpferin, Mitleid für die Bombenopfer zu bekennen, ist ihr hingegen unheimlich: »Wieder bringen ihre Worte alte Saiten in mir zum Schwingen, Saiten, die heute stumpf klingen.« So ganz ist der überkommene Antifaschismus noch nicht abgewickelt, aber in ihrer systemischen Sichtweise wird Adler das auch noch gelingen.

Der Klappentext wirbt mit einem Zitat von Hannah Arendt, sie habe es immer für den Inbegriff moralischer Verwirrung gehalten, »daß sich im Nachkriegsdeutschland diejenigen, die völlig frei von Schuld waren, gegenseitig und aller Welt versicherten, wie schuldig sie sich fühlten«. Adler präsentiert in ihrem Buch nur Unschuldige, die Gespräche mit Mitläufern und Tätern wiederholen die Stereotypen der Abwehr, die die Autorin wohl durchschaut, aber nicht in Frage stellen will. So werden sie zu Opfern, und nur wenn wenigstens die Mehrheit der Deutschen zu Opfern wird, kann vom 8. Mai 1945 auch als einem Tag der Befreiung der Deutschen gesprochen werden.



Fimlplakat zu »Paradise Now«

Der Mühe des Relativierens ohne zu leugnen unterzieht man sich nur, wenn es sich zu lohnen verspricht und man zugleich eine gewisse Notwendigkeit empfindet. Worin der moralisch-politische Profit besteht, ist hinlänglich beschrieben worden, das spricht die politische Führung seit dem D-Day-Jubiläum im vergangenen Juni offenherzig aus. Aber welche Not die Landsleute treibt, darüber schweigen sie lieber. Trifft doch die wiedergutmachte Nation in dem Moment, in dem, wie derzeit allenthalben formuliert wird, aus Erinnerung Geschichte wird, auf sehr reale Gespenster der Vergangenheit, die die gewünschte endgültige Historisierung der Nazizeit obsolet erscheinen lassen. Es fehlt der Widerspruch, die Relativierung ist längst keine deutsche Spezialität mehr, sie gehört mittlerweile zum Repertoire jeder völkischen Bewegung, von den Noglobals bis zu den Palästinensern, von französischen Antirassisten bis zu holländischen Feministinnen.

Der mit der Relativierung einhergehende Antisemitismus, dessen seit fünf Jahren steigende Betriebstemperatur sich weltweit gegen Israel als dem Juden unter den Staaten (Arendt) austobt (und alle Juden als dessen Agenten ausmacht), könnte bei Vorhandensein von Restvernunft zwar als Einspruch gegen die

Vergangenheitsabwicklung begriffen werden, aber das Gegenteil ist der Fall: Die islamfaschistische Vernichtungsdrohung gegen die Juden wird als Verheißung verstanden. Deshalb kennen die vergleichenden Relativierungen gerade dann kein Halten mehr, wenn es darum geht, aus palästinensischen Judenmördern widerständige Juden und aus israelischen Soldaten Wehrmachtverbrecher zu machen. Dieser Vergleich ließe die Historisierung des Nazifaschismus beinahe wünschenswert erscheinen, wären nicht gerade die, die ihn vornehmen, auch jene, die der Historisierung das Wort reden, weil sie ihnen einen Freibrief für derartige Rechtfertigungen des Vernichtungsantisemitismus liefert. Tatsächlich sind es jene Vergleiche, die eine Historisierung verhindern, weil sie, in ihrer Empathie mit dem Selbstmordattentäter, auf die Aktualität von Elementen der nazistischen Weltanschauung im Massenbewußtsein schließen lassen.

So kann es nicht verwundern, daß ein Film über palästinensische Selbstmordattentäter einer der beiden großen Erfolge der diesjährigen Berlinale war. »Paradise Now« erinnert nicht nur im Titel an »Apocalypse Now«, er ist ebenso ambivalent in der Bewertung des Tuns seiner Akteure. Während aber die

Friedensbewegung dem Hollywoodfilm Anfang der Achtziger wegen exzessiver Gewaltdarstellung Kriegsverherrlichung vorwarf, haben dieselben Leute gegen die deutsch-niederländisch-französische Koproduktion des palästinensischen Regisseurs Hany Abu-Assad heute keine Einwände. Die Vorbereitung einer Massenmordaktion im Stile einer Soap opera - Tragisches und Komisches wechselt sich im Rhythmus der Erzählung ab - ist ein Publikumserfolg, weil die europäischen Zuschauer sich mit den Protagonisten identifizieren können. Die zu ermordenden Juden tauchen nur in der Ferne auf, sie bleiben Abstraktionen, die nichtsdestotrotz sehr konkret verantwortlich sind für das eigene Unglück.

Die Kritiker haben etwas anderes gesehen: Dies sei ein »sehr persönlicher Film über die Unerträglichkeit des Seins zweier palästinensischer Freunde in einer Welt ohne Zukunft«, meldet Arte, und die »Zeit« mag es noch existentialistischer: »Wenn der Tod alles seiner unerbittlichen Logik unterwerfen will, bringt er das Leben selbst wieder ins Spiel. Mit seiner widerständigen Konkretheit entzieht es sich der Totalität, die der Märtyrertod für sich beansprucht.« Damit ist gemeint, daß der Regisseur selbst natürlich nicht an die jenseitigen 72 Jungfrauen glaubt, sondern an die Litanei von Elend und Erniedrigung, die noch die furchtbarste Mordtat als Notwehr rechtfertigt. Beinahe zwangsläufig jedenfalls, wenn der deutschen Kritik etwas gefällt, beginnt sie zu heideggern.

Bezeichnenderweise erhielt »Paradise Now« den Zuschauerpreis der Filmfestspiele sowie den »Blauen Engel«, die einzige Auszeichnung, die mit Geld, nämlich 25.000 Euro, dotiert ist. Das ist ungefähr die Summe, die Saddam Hussein seinerzeit den Familien der Suizidbomber zukommen ließ. Außerdem gab es noch den »Amnesty International Filmpreis«, den Jurymitglied Nina Hoss mit den Worten begründete, »Paradise Now« sei »moralisch, aber nicht moralisierend; berührend, aber nicht sentimental«, der Film sei ein »Plädoyer dafür, daß jeder einzelne einen Unterschied machen kann«. So kann man die Erkenntnis, daß es zum Judenmord keine Todesfabriken mehr braucht, sondern jeder einzelne Abhilfe schaffen kann, auch formulieren.

Den anderen großen Erfolg der Berlinale, den mit zwei silbernen Bären ausgezeichneten Film »Sophie Scholl. Die letzten Tage« (siehe KONKRET 3/05), loben vor allem die Kritiker. Hatten ähnliche Filme einst Protest oder Unmut ausgelöst, weil sie in ihrer Personalisierung immer kitschig geraten, zumal wenn sie vom deutschen Widerstand handeln und eine realitätsgerechte Darstellung der Form nach ausgeschlossen ist, wird Marc Rothmunds »Sophie Scholl« für den Mut zu Gefühl und Authentizität gepriesen - ebenso übrigens wie »Paradise Now«. Es gibt offenbar ein Bedürfnis nach Märtyrern, das nicht zwischen Judenmördern und Widerstandskämpferinnen zu unterscheiden vermag. Weil die jeweiligen Überzeugungen aber keine Rolle spielen, ist es offensichtlich die Unterstellung - oder Projektion - eines Todeswunsches, der die Identität von Sophie Scholl und zwei palästinensischen Massenmördern herstellt. Abgesehen davon, was den Mitgliedern der Weißen Rose damit angetan wird, denn sie hatten, im Gegensatz zu den Selbstmordattentätern, keineswegs den Wunsch zu sterben: Beide Filme ermöglichen diese Projektion.

»Paradise Now« wird möglicherweise mehr Zuschauer ins Kino locken als »Sophie Scholl«, weil Scholl kein soziales Elend als Letztbegründung vorweisen kann,

sondern lediglich eine politische Entscheidung, die sie zum Opfer ungeeignet macht, ebenso übrigens wie Gertrud Müller; im Film wird Scholl deswegen zur Passionsfigur umgelogen. Saïd (Kais Nashef) und Khaled (Ali Suliman) monologisieren über ihre Gründe, die eigentlich nur suizidale Rechtfertigungen sind, und sind ausschließlich Objekte, also Opfer, sei es der Israelis, sei es ihres Anleiters. Die Schauspieler ließen nach der Vorführung keinen Zweifel daran, daß es inner- und außerhalb ihres Films nur ein Problem gibt: Israel.

Indem sie wiederholten, was sie als Filmfiguren von sich geben, wurde zugleich der Propagandacharakter des Films deutlich. Für das deutsche Publikum war das natürlich nur ein zusätzlicher Beleg für Authentizität, der mit zusätzlichem Applaus gewürdigt wurde. So wie die Gespräche Bruni Adlers durch ihre Kommentare zum Bekenntnis unterschiedsloser Wertschätzung geraten, zieht sich durch die Besprechungen von »Paradise Now« die tiefe Bewunderung dafür, daß dem Suizidbomber nun endlich ein »menschliches Antlitz« (»Guardian«) gegeben wird. Als hätten sie nicht schon immer gewußt, was den gemeinen Nazi bzw. Deutschen bzw. Palästinenser bewegt.



Menschliches Antlitz:
Verzweiflung. Wasserpfeife. Judenmord.

Die Gleichzeitigkeit und Identität der Projektion, die egal, auf wen sie projiziert, nur den Tod erkennen kann, könnte einen Menschenfreund zu der Hypothese verleiten, dies sei ein Hinweis auf tiefempfundenes Unglück. Dieser Menschenfreund aber kannte bloß das Buch von Margret Nissen noch nicht, Sind Sie die Tochter Speer? Wie kaum anders zu erwarten: Sie ist es tatsächlich. Sie ist ein Opfer ihres Namens, weswegen sie früh heiratete. In der Familie war alles ganz super, die Kindheit auf dem Obersalzberg gesund und kernig, ab und an den Führer gesehen (woran Nissen keine bewußte Erinnerung hat,

sie weiß aber, daß es in ihrer Familie keinen Hitlergruß gab), dann beginnt das Elend. Vor allem für den Leser, der sich fortan fragt, wozu Margret Nissen ihre Geschichte erzählt.

Daß sie die legale wie illegale Kommunikation mit dem Vater im Spandauer Kriegsverbrechergefängnis organisierte, daß sie nie eine Frage an ihn richtete, daß er immer der liebe Vater blieb, dem sie keine Missetat zutraute - all das konnte schon in diversen Erinnerungsbüchern nachgelesen werden, es wird beim zehnten Mal nicht besser. Eher schlimmer, denn dies ist der Versuch einer Ehrenrettung wenigstens des Vaters, wenn schon nicht des Menschen Speer. Der Vater eignet sich deswegen dafür, weil er praktisch nicht vorhanden war im Leben von Margret und ihren Geschwistern, er war Projektionsfläche. Die Tochter rühmt sich, dazu beigetragen zu haben, daß der Vater auch im Knast noch das Oberhaupt der Familie war, also virtuell anwesend. Jedenfalls hat man nach der Lektüre von

Nissens Erinnerungen eine Ahnung davon, wie es Albert Speer gelingen konnte, jahrzehntelang glaubwürdig zu behaupten, er habe von nichts gewußt. Vor allem aber reiht sich Nissens Buch ein in die allgegenwärtige Rede vom Glück des Opfers. Die Autorinnen Adler und Nissen profitieren wie die Filmemacher Abu-Assad und Rothemund von einer Moral, deren erste Regel lautet: Wer heult, hat recht.

Bruni Adler: Bevor es zu spät ist. Klöpfer & Meyer, Stuttgart 2005, 520 Seiten, 29 Euro

Margret Nissen: Sind Sie die Tochter Speer? DVA, Frankfurt a. M. 2005, 228 Seiten, 19,90 Euro

QUELLE: Konkret (April 2005)

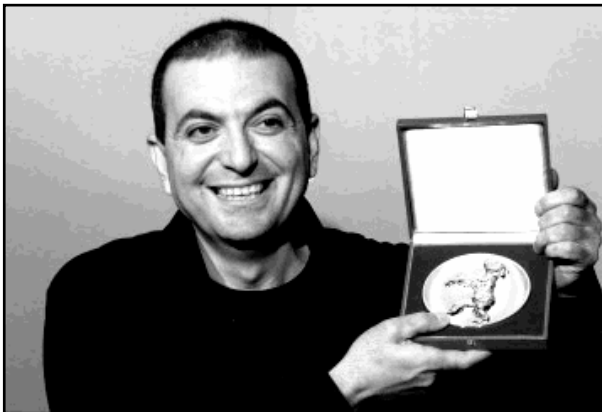
Auf der Anklagebank

Wie auf der Berlinale der Krieg gegen Israel gezeigt wurde

Von Tobias Ebbrecht

Der Skandal blieb erwartungsgemäß aus. »Paradise Now«, Wettbewerbsbeitrag bei den 55. Filmfestspielen in Berlin, wurde von der Kritik gelobt und vom deutschen Publikum gefeiert. An der Beschönigung und Verharmlosung von palästinensischen Selbstmordattentaten gegen Israel störte sich niemand.

Man vertraute auf das Wort des israelischen Co-Produzenten des Films Amir Harel, dass der Film keine Stellung für Suicide Attacks beziehe. Trotzdem schienen die Filmemacher wie auch die Verantwortlichen der Berlinale etwas überrascht darüber, dass »Paradise Now« auf so breite und einhellig geteilte Zustimmung stieß. »Kontrovers« sei der Film wurde noch kurz vor der Vorführung vorsichtig verkündet. Und vorsorglich fragte man den Regisseur des Films Hany Abu-Assad, ob er Kritik von jüdischen oder israelischen Organisationen befürchte.



Der Regisseur von »Paradise Now« mit dem Berlinale-Preis: Ausgezeichnete Barbarei.

Sorgen über kritische Stellungnahmen zu seinem Film oder gar Angst vor dem Vorwurf, er verharmlose die Ermordung unschuldiger Menschen, braucht Abu-Assad nun nicht mehr zu haben. Im Gegenteil kann er sich als einer der gefeierten Regisseure des Festivals fühlen, der durchaus Aussicht auf einen Bären haben könnte.

Kritisiert werden stattdessen Israel und die Israelis. Da nützte es auch nichts, dass der Israelische Filmfonds auf der Berlinale mitteilte, er habe die Verleihrechte für »Paradise Now« in Israel erworben. Abu-Assas und Amir Harel ließen bereits verlauten, sie zweifelten an der Bereitschaft der Israelis sich diesem »Tabuthema« zu stellen. »Was nützen die Taschen voller Dollars,« so Harel »wenn kein Kino den Film zeigt.«

Auf der Berlinale wurden neben »Paradise Now« aber noch weitere Filme gezeigt, die wie selbstverständlich Israel auf die Anklagebank setzen, wenn vom sogenannten Nahostkonflikt die Rede ist. Der Kurzfilm »Still Life«, der im Panorama gezeigt wurde, lässt an den Schuldigen keinen Zweifel. Die amerikanische Regisseurin Cynthia Madansky montiert Aufnahmen von zerstörten Häusern, Ruinen und dem Bau des Schutzwalls gegen potentielle Selbstmordattentäter.

Darüber hat sie durchdringende, beinahe lärmende Musik gelegt, um die Zuschauer zum »Hinsehen« zu zwingen. Die dritte Ebene ist ein suggestiver Kommentar.

Kein Bild verrät, was es genau zeigt. Die vielen Großaufnahmen durchdringen nicht die Wirklichkeit, sondern verkürzen sie zum Symbol. Trümmerberge werden zum Zeichen des Besatzungselends. Doch noch wichtiger ist in diesem Film der Kommentar. Er besteht ausschließlich aus rhetorischen Fragen: »Wollen sie eine Mauer in ihrem Viertel?« - »Wissen Sie, wer die Mauer bezahlt hat?« Eine Antwort bleibt aus, weil sie nicht mehr nötig ist.

Wer verantwortlich dafür ist, ist klar: Israel. Den Rest Zweifel erledigt die Bildmontage. Auf die Frage »Wie würden Sie sich an einem Checkpoint fühlen?« folgen Aufnahmen von Plakaten palästinensischer Selbstmordattentäter. Die Differenz zu »Paradise Now« besteht nur in der offener propagandistischen Machart von »Still Life«: »Wie fühlen Sie sich, was wollen Sie tun?«

Der israelische Kurzspielfilm »Kvish« (»Road«) arbeitet subtiler. Ein junges Paar liebt sich an einer Wüstenstraße neben einem Gedenkstein. In einem Rückblick erfahren die Zuschauer, dass an dieser Stelle ein israelischer Bauunternehmer, der Vater des jungen Mannes, von seinen arabischen Mitarbeitern hingerichtet wurde, nachdem er zuvor der »Verbrechen an den Palästinensern« für schuldig befunden wurde.

Der junge israelische Regisseur Nadav Lapid konnte seinen Film an der renomierten Sam-Spiegel-Filmschule realisieren. Lapid bezieht in seinem Plädoyer gegen die Besatzungspolitik keine eindeutige Position gegen die willkürliche Tat seiner Protagonisten. Auch sie - das legt der Film zumindest nahe - handeln wie die jungen Männer in »Paradies Now« aus Verzweiflung.

Der Wahn und die Willkür, mit der der arabische Arbeiter den israelischen Bauunternehmer anklagt, verantwortlich für Verbrechen zu sein, die dieser überhaupt nicht begangen hat, wird weder filmisch, noch durch die Handlung unterbrochen. Stattdessen arbeitet Lapid mit den Mitteln des surrealistischen Films, die zur einen oder anderen Seite hin interpretiert werden können.

Die IDF-Soldaten, die im Januar 2002 in einem offenen Brief ihren Dienst in den besetzten Gebieten verweigerten stehen im Zentrum des israelischen Dokumentarfilms »On the Objection Front«, der im Forum der Berlinale zu sehen war. Die 600 Verweigerer, darunter viele Offiziere und Mitglieder von Elite- und Spezialeinheiten sind nicht die üblichen Vertreter israelischer Friedensinitiativen. Sie kommen meist aus zionistischen Elternhäusern, sind überzeugte Soldaten und wollen ihr Land verteidigen.

Daher ist »On the Objection Front« auch nicht wie die meisten Filme über den Nahostkonflikt. Die in den USA geborene und in Israel aufgewachsene Filmemacherin Shiri Tsur ist zwar eine erklärte Gegnerin der gegenwärtigen israelischen Regierung, doch der im Film durch die Deserteure vertretene Standpunkt bewegt sich oft jenseits der politischen Zuordnungen. Vielmehr geht es um das Verständnis vom Soldatsein, den Patriotismus der Soldaten, ihre Ängste, Selbstvorwürfe, Zweifel und der Wunsch nach einem friedlichen Leben in Israel.

Finanziell unterstützt wurde der Film auch vom israelischen Bildungs- und Kulturministerium. »Das ist das schöne, demokratische an Israel.«, so Shiri Tsur in Berlin. »Schreckliche Dinge geschehen, aber es wird darüber geredet.« Ihren Film

beginnt und endet sie mit Zitaten von Staatsgründer Ben Gurion: »Ich wünsche den Tag herbei, an dem die IDF ihre Waffen abgibt, weil Israel in Frieden lebt.«

Nach der Vorführung berichtet Tsur von einer älteren Dame, die im Anschluss an eine Vorführung des Films in Israel zu ihr gesagt habe: »Der Film ist gut und richtig, aber zeige ihn nicht in der Welt herum.« Schade, dass Shiri Tsur diesen Rat nicht beherzigt hat.



Berlinale-Festivaldirektor Dieter Kosslick im Interview mit dem TAGESSPIEGEL vom 9. Februar 2005: »Es gibt zu wenige Institutionen, die sich für die Globalisierungsoffer engagieren, für jene, die keine Rechte haben und sich nicht wehren können. Hier hat die Berlinale traditionell eine Aufgabe, neben aller Kunst.«

Ebenfalls im Forum der Berlinale wurde mit »Zero Degrees of Separation« der Kanadierin Elle Flanders ein genaues Gegenstück zu »On the Objection Front« gezeigt. Solcher Pluralismus der Standpunkte unterstützt die vereinfachten Wahrheiten und anstatt die Widersprüchlichkeit der Realität. So auch in diesem Fall. »Zero Degrees of Separation« erzählt auf den ersten Blick von zwei homosexuellen israelisch-palästinensischen Paaren. So heißt es im Programm des Forums, der Filme nehme das Publikum mit »auf eine einzigartige Reise durch die komplexen Lebensumstände lesbischer und schwuler Israelis und Palästinenser in inter-ethnischen Liebesbeziehungen. Obwohl sie am Rande der Gesellschaft leben, zeigen sie allen Hindernissen zum Trotz mitten in diesem Konflikt einfühlsame Menschlichkeit und gegenseitigen Respekt.«

Doch genau darum geht es nicht. Flanders thematisiert die Situation von Schwulen und Lesben in Israel kaum und in den palästinensischen Gebieten überhaupt nicht. Das ganze ist nur Hintergrund für propagandistische Angriffe gegen Israel. Salim, der illegal in Israel lebt und mit dem jüdischen Israeli Ezra zusammen ist, erklärt einmal im Film: »Israel basiert auf Lügen und am Ende wird es an diesen Lügen zusammenbrechen.« Ezra kämpft mit Vorwürfen gegen junge Soldaten in der Wüste.

Die Jüdin Edit macht die Besatzungspolitik für Vergewaltigungen und Homophobie in der israelischen Gesellschaft verantwortlich. Die arabische Israelin Samira sieht sich als dreifach unterdrückt: als Frau, als Lesbe und als Palästinenserin. Am Ende des Films wird Salim abgeschoben. Im Kommentar heißt es, man wisse nicht wo er nun sei, nur dass er geheiratet habe. Kein weiteres Wort wird darüber verloren, warum ein junger Schwuler in Israel mit seinem Freund zusammen lebt und in den palästinensischen Gebieten heiratet.

Die Todesangst, unter der Schwule und Lesben auf dem Gebiet der palästinensischen Selbstverwaltung leben müssen, thematisiert der Film nicht. Auch Samira ist unfähig zu reflektieren, dass sie ihr Leben nur so führen kann, weil sie als Araberin in Israel und nicht in Gaza oder Ramallah lebt.

Ganz offensichtlich geht es Flanders nicht um Homosexualität, Liebe oder das Anderssein in einer Gesellschaft. Ausschließlich auf UN-Dokumente vertrauend

»rekonstruiert« sie »den Konflikt« und fragt nach der Politik im Privaten. Ihre »Grenzpaare« sind Zeugen der Anklage gegen Israel. Insbesondere Ezra eignet sich durch seine Attacken gegen israelische Soldaten zur Identifikationsfigur. Flanders verstärkt diese Richtung, indem sie als weitere Ebene Super-8-Material ihrer Großeltern in den Film integriert, die in den 40er und 50er Jahren am Aufbau Israels beteiligt waren.

Durch die Montage werden die Aufnahmen ihres Großvaters ins Gegenteil verkehrt. Statt den Aufbau Israels als einer Heimstatt aller Juden zu zeigen, suggeriert die Montage von Flanders, diese Gründungsväter seien die Schuldigen für die Vergehen, deren ihre Interviewpartner Israel anklagen. »Ich kann keine Entschuldigung oder ein Schuldeingeständnis erwarten,« sagt Samira im Film gönnerhaft. »Das muss von ihnen kommen.« Und etwas später: »Ich bin lustig, wenn ich lustig sein will. Auch wenn es gerade einen Selbstmordanschlag gab.«

Lediglich Radu Mihaileanu »Live and Become« zeigte Bilder von Israel jenseits stereotyper Zuschreibungen. Der Film über äthiopische Einwanderer in Israel lief im Panorama und wäre ein geeigneter Beitrag für den Wettbewerb gewesen. Der Film beginnt in einem afrikanischen Flüchtlingslager in den 80er Jahren. »Operation Moses« nannte die israelische Regierung die Rettungsaktion afrikanischer Juden aus dem von Hungersnot bedrohten Äthiopien. Mihailenu nimmt diese historischen Begebenheiten zum Ausgangspunkt, um die Geschichte eines jungen Afrikaners zu erzählen, dessen nichtjüdische Mutter ihn unter die jüdischen Flüchtlinge schmuggelt, um ihm das Leben zu retten. »Live and Become«, gibt sie ihm mit auf dem Weg. Er soll nicht zurückkehren, sie niemals suchen. Der Junge wird Schlomo, der Sohn von Hannah, deren eigenes Kind kurz zuvor an Hunger starb. Und so kommt Schlomo nach Israel. Schlomo ist kein Jude von Geburt, aber er wird es durch Erfahrung. »Wir sind dazu bestimmt zu leben,«, erklärt der Rabbi der Falashas, der äthiopischen Einwanderer, im Film, als Schlomo aufgeben will.

»Live and Become« ist ein beinahe dokumentarischer Film. Gleichzeitig erzählt er sehr subjektiv die universelle Geschichte vom Fremdsein, von der Suche nach der eigenen Identität, vom Erwachsen werden. Israel ist hier nicht bloß eine Kulisse. Diese Geschichte, das macht der Film klar, kann nur hier spielen, in Israel, einem Land, in dem zahlreiche Kulturen aufeinander treffen, im jüdischen Staat, am Ort des Judentums als lebendiger Religion. Rassismus und der Konflikt mit den Palästinensern werden gezeigt, aber an keiner Stelle in denunziatorischer Absicht. Mihaileanu macht kein politisches Pamphlet, sondern er versucht zu zeigen, wie Schlomos Erfahrungen ihn prägen: seine Zweifel, seine Sehnsucht nach Afrika und seine Liebe zu Israel.

Es ist leider kein Wunder, dass ein solcher Film, der in den Wettbewerb des Festivals gehört hätte, trotz Publikumsbegeisterung nur wenig beachtet wurde. Auf der diesjährigen Berlinale waren andere Bilder von Israel angesagt.

QUELLE: www.juedische.at (Februar 2005)

Palestinian Suicide Bombers celebrated at the Berlin Film Festival

Hany Abu - Assad`s movie »Paradise Now« is portraying two Palestinian suicide bombers

By Tobias Ebbrecht

At the end the screen goes blank. You do not see rubble nor dead people. The last thing you see is a pair of determined staring eyes. The camera moves closer to the face of the young Palestinian and separates him from the world surrounding him: his victims.

The eyes in the face belong to a man called Said. For 90 minutes the audience accompanied him through the movie »Paradise Now«. Said is a suicide bomber and his victims are Israeli Jews.

»Paradise Now« is not one of those movies, shot by well educated moviemakers, producers and technicians in the Palestinian territories, that celebrates »martyrs«: those men and women who are sacrificing themselves in order to kill as many Jews as they can.



Not a picture from the movie.
Suicide attack as part of islamic barbarism.

»Paradise Now« is in competition at the 55th International Film festival Berlinale which opened last Thursday in Berlin. The director Hany Abu-Assad is asked in the press conference for »Paradise Now«: »why are there almost only Israeli soldiers sitting in the bus, which Said is going to blow up?« Assad answers evasively; he wanted to let the character decide for himself.

Kais Nashif, who plays Said in the movie, continues to answer:

»The soldiers in the bus made the decision, to blow himself up, easier.« Israelis stay invisible throughout the movie; you can only see them from afar, only as figures and not as human beings. You are not allowed to get to know any of the other characters, neither the people at the bus station nor the little girl standing by the bus driver, otherwise the audience could emphasize with them.

Abu - Assad only wants to show the perspective of the suicide bomber in his movie. He explains, that he asked himself how somebody could be able to do something like this and he realized that nobody wants to listen to the story of the Palestinians. That is the reason why in »Paradise Now« the suicide bombers

are not the offenders but the victims, and the Israelis whose senseless murder disappears into the »holy white screen«, become the offenders.

Abu Assad is very clear about his point of view and at the same time hides his Palestinian propaganda behind the multi-faceted meaning of art. In Berlin he talks about the universal language of movies and his German screenwriter supports him by saying that the movie deals with a universal topic: individual behaviour in extreme situations. And this should be a familiar topic to Germans: he thinks that »Paradise Now« is the Palestinian equivalent to »Der Untergang«.

Ashraf Barhoum , who plays a terrorist leader in the movie, speaks in clearer language: the movie is not about art and it is also not about light or camera movements; it is about injustice. To show this, one does not have to do research, have special intellectual abilities, nor be able to grasp the whole situation.

They all agreed in Berlin, that they are all Palestinians, and that is why they know, how to correctly show the despair and sorrow which are the results of the Israeli occupation. Therefore, the occupation is responsible for the suicide attacks, says Abu - Assad.

Every figure in this small ensemble has a specific function. In the beginning of the movie, Said doubts the rightness of the planned suicide bombing. He wants to become a martyr, because he sees no perspective in his life anymore and he also feels guilty, because his dad was executed as a collaborator. His friend Khaled is convinced, that the attack is the right way to fight against the occupation. When both get separated while crossing the border, their positions change. Suha is the third person in the movie who has a totally different opinion than Said and Khaled. She is completely against the suicide attack.

She stands for a war against Israel with different means: for her it is a »moral war«. While Khaled afterwards decides against a suicide attack, the audience follows Said. In his final speech he accuses Israel for its crimes.

Even the execution of collaborators is blamed on Israel. The person audience starts to identify with Said more and more. His last walk is one of a hero who sacrifices himself and becomes the victim. During Khaled and Said's preparations , Abu - Assad quotes DaVinci's »Last Supper«. As the camera movements play with Christian iconography, it is also how Said's suicide attack turns into a symbiosis of a Christian death sacrifice and an Islamic self-sacrifice.

Abu Assad mentions quite openly that »religion is going to be the only way out of the hell of life« Religion offers people that one thing, a modern, democratic, capitalistic system refuses to give.

Abu Assad , who is actually an Israeli citizen who refuses the term Israeli Arab, and considers himself a Palestinian , continues with »Paradise Now«, what he started with the Pseudo Documentary »Ford Transit«.

Hidden in the cloak of »art«, the movie constructs a reality that follows a binary scheme, which shows Israelis as the offenders and the Palestinians as victims. He takes on a position outside of the events. He is an artist who

describes a new myth: the myth of the fighter, who kills himself to kill the enemy. In this way, he glorifies the murderous reality of this myth and elevates it from shabby farewell video and cheap Matyrclip into European movie art.

Europe is very grateful for this. The movie was financed by the Netherlands Movie Fund, by the German-French TV channel Arte, the German Film Fund, the Film Board of Nordrhein-Westphalia and the Media Board of Berlin- Brandenburg.

Cultural Minister Christina Weiss and Berlinale-mastermind Dieter Kosslick announced at the Berlinale that their new »World Cinema Fund« would help to promote the German distribution of »Paradise Now«.

The German public will be able to find itself in this passion play.

QUELLE: www.mediacritique.org (Februar 2005)